

Ärgernis wegschauen

Walser und kein Ende? Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, nicht so schnell wieder über dieses Thema zu schreiben. Nun sind aber Millionen am vergangenen Sonntag vorm Fernseher Zeuge geworden, wie Dietmar Schönherr bei der Entgegennahme der „Goldenen Kamera“ eine Attacke gegen den „unpolitischen Großschriftsteller“ ritt, der in seiner Friedenspreisrede angeblich zu Vergessen und Verdrängen aufgerufen hatte. Das nicht ganz fernliegende Mißverständnis der persönlichen Gewissenserforschung in einer Rede des Schriftstellers als eine politischen Deklaration geht also weiter, auch wenn Ignatz Bubis den Vorwurf der „geistigen Brandstiftung“ zurückgenommen hatte. Prominente wie Lea Rosh und Joschka Fischer halten an den Vorwürfen fest.

Eigentlich ist die Reaktion zu begrüßen, aber wann hat schon mal ein Walser-Gegner

die wenigen mißverständlich-mißverstandenen Sätze richtig zitiert oder sie im Kontext zu verstehen gesucht? Um nur einmal auf zwei der meistgenannten Ärgernisse einzugehen: das „Wegschauen“ und die „Instrumentalisierung zu gegenwärtigen Zwecken“. Wer Walsers Reden liest, weiß, daß Wegschauen eine Eigenart des Schriftstellers ist, wenn ihn das Geschehen zu sehr mitnimmt. Eskaliert die Brutalität, schaut er weg. Droht Boris Becker zu verlieren, ruft er einen Verwandten an und bittet darum, für ihn zu schauen und ihm das Ergebnis mitzuteilen. Diese Reaktion kann man nicht zur Nachahmung empfehlen. Und das hat Walser auch niemals getan. Eine „Kultur des Wegschauens“ haben andere daraus konstruiert.

„Die Instrumentalisierung von Auschwitz zu gegenwärtigen Zwecken“ hat er mit präzisen Zitaten und Beschreibungen belegt, so daß die

Nachfrage, er möge doch „Roß und Teiter“ nennen, überflüssig war. Walser bezieht nicht Günter Grass, wenn er sich von dessen Haltung distanzieren will, die Zweistaatlichkeit Deutschlands sei die andauernd notwendige oder notwendig andauernde Konsequenz der Verbrechen des Hitlerreiches. Es hätte nicht viel dazu gehört, diese und andere Zusammenhänge in Erfahrung zu bringen oder wenigstens einmal Walsers Schrift „Unser Auschwitz“ zu lesen. Aber man hat den Eindruck, es geht nicht um das gerechte Verstehen, es geht auch nicht um ein Gespräch. Eugen Drewermann sagte in einer Predigt: „Vielleicht leiden wir am Ende des 20. Jahrhunderts mehr noch als an den Mißverständnissen der Politik und den Ungleichgewichten der Wirtschaft, an unserer aussterbenden Sprachfähigkeit. Es ist, wie wenn wir die Sensibilität der Rede uns immer mehr von

der Flut der Redensarten zerstören ließen. Ein Konventionsdeutsch bombardiert uns von früh bis spät, eine Nachrichtensprache, eine Informationsrede und ein ekstatisches Gekreische, das fast den gesamten Bereich der Kunst zu übertönen droht. Es formt uns auch im Umgang miteinander. Da ist alles klar, eindeutig ausgelegt und festgelegt für den anderen. Scheinbar wissen wir es ganz genau. Es würde die Welt verändern, könnten wir zehn Behauptungssätzen mindestens schon einmal zwei, drei Möglichkeitssätze hinzufügen. Es ließe dem anderen Spielraum, es gäbe ihm Atem, mit uns zu reden und Erfahrungen auszutauschen. Und es wäre die Sprache der Bitte statt des Befehls. Wie wir reden, entscheidet mit, ob wir den anderen erreichen oder ob wir ihn endgültig zuschließen vor uns.“

Harro Lucht
Krankenhausseelsorger
Neuruppin